



Barbara Weitgruber wurde 1964 in Graz geboren. Studium der Anglistik und Amerikanistik an der Karl-Franzens-Universität Graz, weiters Fachprüfung für Übersetzer/innen und Medienkundlicher Lehrgang. In den USA studierte sie an folgenden Universitäten: University of Illinois at Chicago (M.A. in Kommunikationswissenschaft), Ohio University, Athens, Ohio und Georgetown University, Washington, D.C.

Die berufliche Laufbahn: Lehrtätigkeit an der University of Illinois at Chicago, Referentin und später Leiterin des „Büros für Auslandsbeziehungen“ an der Karl-Franzens-Universität Graz, danach Leiterin des Büros für Europäische Bildungskooperation (Österreichischer Akademischer Austauschdienst) in Wien. 1994 Eintritt in das damalige Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung als Leiterin der Abteilung für internationale Angelegenheiten im Hochschulbereich. Weitere Etappen: Koordinatorin für den Hochschulbereich während des österreichischen EU-Ratsvorsitzes; stellvertretende Vorsitzende der Task Force „Bildung und Jugend“ des Stabilitätspakts für Südosteuropa; Leiterin der Gruppe für internationale Hochschulkooperation im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur; Leiterin der Abteilung für die sektionsübergreifende Koordination für das Büro für Europäische Bildungskooperation; seit Jänner 2003 Leiterin der Sektion „Wissenschaftliche Forschung und internationale Angelegenheiten – Bereich Wissenschaft“. Mag. Weitgruber wurde mehrfach ausgezeichnet, unter anderem mit dem Goldenen Ehrenzeichen des Landes Steiermark und dem „Certificate of Merit“ der Universität Priština.

*Adresse:*

*Sektionschefin Mag. Barbara Weitgruber, M.A.*

*Leiterin der Sektion VI*

*BM für Bildung, Wissenschaft und Kultur*

*Teinfaltstraße 8*

*1010 Wien*

*Österreich*

# „Europäischer Hochschulraum bringt Transparenz und Vergleichbarkeit“

*Forschermangel in Europa, Brain-Drain in Richtung USA – diese Schlagworte prägen schon seit geraumer Zeit die Diskussionen zum Thema Forschung & Entwicklung. Sektionschefin Barbara Weitgruber, Leiterin der Sektion „Wissenschaftliche Forschung und internationale Angelegenheiten – Bereich Wissenschaft“ im Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur, kennt den Universitäts- und Forschungsbetrieb dies- und jenseits des Atlantiks aus eigener Erfahrung. Mit Martina Goetz und Theo Faulhaber sprach sie über den „Kulturschock“ einer nicht unumstrittenen Universitätsreform ebenso wie über die forschungspolitischen Entwicklungen auf europäischer Ebene.*

**CONTUREN:** Sie haben US-Universitäten und österreichische Universitäten sowohl von lernender als auch lehrender Seite kennen gelernt. Worin liegen Ihrer Ansicht nach die jeweiligen Stärken und Schwächen der beiden Systeme?

**WEITGRUBER:** Beim Vergleich ist immer die Frage, was miteinander verglichen wird. Das US-amerikanische System ist ein sehr diversifiziertes System. Es gibt knapp 4.000 Hochschuleinrichtungen, von denen nur etwa 260 ein Doktorat verleihen und rund 600 Master-Programme anbieten. Man vergleicht also nur einen kleinen Sektor des US-amerikanischen Hochschulsystems mit dem österreichischen. Darüber hinaus gibt es in den USA nur eine kleine Zahl an forschungsintensiven Universitäten: im Ganzen spricht man von ca. 50 forschungsintensiven Universitäten bei einer Gesamtzahl von fast 4.000 Hochschuleinrichtungen. Eine weitere unterschiedliche Ausgangslage: Aufgrund der hohen Qualität des österreichischen Bildungssystems ist beim Zugang zu den Hochschulen ein hohes Niveau der Studienanfänger/innen gegeben. In den USA hingegen sind die Niveaus in der Ausbildung sehr unterschiedlich. Dort finden sich auch Studie-

**Was wird miteinander verglichen?**

**Hohes Niveau der österreichischen Studienanfänger/innen**

**Programme in den USA  
sind stärker strukturiert**

rende, die Probleme mit der englischen Sprache haben, die de facto also die Grundvoraussetzungen für das Studium nicht erfüllen, weil sie aus Highschools kommen, in denen kein hohes Anforderungsprofil gegeben ist. Das heißt: Bei der Qualität der Studienanfänger/innen gibt es große Unterschiede.

Gleichzeitig sind in den USA die Programme stärker strukturiert, sowohl beim Bachelor als auch beim Master und auf Doktoratsebene. Das bedeutet: Für die Studierenden ist der Abschluss in der vorgesehenen Studienzeit die Norm oder aber man verlässt das Studium in einem frühen Stadium und hat dann nicht vor, weiter zu studieren. Darüber hinaus ist die Betreuung viel intensiver, das gilt vor allem im Master- und Doktorats-Bereich, wo für die Studierenden eine ganz klare begleitende Betreuung gegeben ist. In Österreich liegt der Vorteil sicherlich in der Qualität der Studierenden, für die es auch eine größere Freiheit in der Wahl ihrer Programme gibt. Aber vor allem im Doktorats-Bereich ist es ein Manko, dass die Programme viel weniger strukturiert sind und die Betreuung weniger intensiv ist.

**Graduate Students  
gelten als Kollegen  
in den Instituten**

Die akademische Attraktivität der USA für Europäer im Allgemeinen und für Österreicher im Speziellen liegt sicher darin, dass ganz allgemein das Klima für Forschung und Innovation in den USA sehr positiv ist. US-Universitäten sind international ausgerichtet und von Anfang an erfolgt eine Einbindung in Lehre und Forschung: Graduate Students gelten z. B. als Kollegen in den Instituten und es ist normal, dass eine Karriereplanung als Forscher/in im wissenschaftlichen Bereich sehr früh beginnt - und das Gefühl, dass man gleichwertig an der Forschung mitwirken kann, führt tatsächlich zu höherer Forschungsleistung. Das ist auch ein kultureller Unterschied, denn in unserer Tradition spielt die Hierarchie eine Rolle, das beginnt schon in der Schule zwischen Lehrerinnen, Lehrern, Schülerinnen und Schülern und setzt sich dann an den Universitäten fort, wo eher die Hierarchie im Vordergrund steht als die Gleichheit und die Leistungsorientiertheit. Hier komme ich gleich zu einem anderen Punkt: Die Leistungsorientiertheit ist in der US-amerikanischen Kultur deutlich höher und diese Idee, dass man es vom Tellerwäscher zum Millionär bringen kann, ist teilweise wirklich in der Kultur verankert. Die Vorstellung „Ich kann das aus eigener Kraft und mit meiner eigenen Leistung schaffen“ ist Motivation zu hoher Leistung und Exzellenz.

**Eigene Kraft und  
eigene Leistung**

**CONTUREN:** Sehen Sie bei den kulturellen Faktoren, z.B. beim erwähnten Hierarchiedenken in unseren Breiten einen Wandel bzw. wird dieser aufgrund der immer stärkeren Internationalisierung der Forschung nicht stattfinden müssen?

**Gewisser Kulturwandel  
in Österreich**

**WEITGRUBER:** Ich denke, wir sehen bereits einen gewissen Kulturwandel. Wenn ich mir das österreichische Universitätsgesetz 2002 ansehe, gibt es in vielen Bereichen de facto einen Kulturbruch. Und wenn Sie die Universitäten in der Vor-

phase in der Diskussion hörten, dann zeigten die Reaktionen eine Art Kulturschock, weil die Neuausrichtung der Universitäten einfach auch eine andere Denkweise notwendig macht. Ein weiterer Punkt, der die US-amerikanischen Universitäten sehr attraktiv macht, ist die dort gegebene Möglichkeit zum Wechsel. Mobilität ist ganz normal und das beginnt schon bei den Studierenden: Man macht den Bachelor an einer Universität, den Master an einer anderen und den PhD an einer dritten – und Hausberufungen sind dort kein Thema. In den USA ist es normal, dass Mobilität zwischen den Einrichtungen schon während des Studiums beginnt und sich dann selbstverständlich während der Karriere fortsetzt, wo im Durchschnitt vier bis sechs verschiedene Positionen üblich sind. Das wird in Österreich jetzt, einerseits durch das neue Dienstrecht, aber auch durch die neue Studienstruktur gefördert. Mit der Einführung des Bachelor- und Mastersystems wird auch innerhalb Österreichs ein Wettbewerb entstehen, indem man den Bachelor an einer und darauf aufbauend den Master an einer anderen Universität in Österreich oder in einem anderen europäischen Land macht. Dadurch entsteht ein ganz neues System.

**CONTUREN:** Welches europäische System kommt dem US-amerikanischen am nächsten?

**WEITGRUBER:** Es gibt natürlich gewisse Ähnlichkeiten im Vereinigten Königreich und in Irland, wobei es ein Fehler ist – und das wird dem Europäischen Hochschulraum oft zum Vorwurf gemacht –, das US-amerikanische Modell kopieren zu wollen. Man sollte sich ansehen, was die positiven Elemente sind, und diese dann dem jeweiligen nationalen und kulturellen Kontext entsprechend umsetzen. Ein reines Kopieren würde nichts bringen, weil einfach auch ganz andere Zielsetzungen gegeben sind. Sinn der Einführung des Bachelors und Masters in Europa war es ja nicht, das Modell in Nordamerika zu kopieren, sondern es ging darum, die europäischen Systeme transparenter und vergleichbarer zu machen. Gleichzeitig sollte es Studierenden ermöglicht werden, auch möglichst rasch auf den Arbeitsmarkt zu kommen und unterschiedliche Karrierewege einschlagen zu können, indem man zuerst den Bachelor, dann den Master und schließlich eine neue Form des Doktorats machen kann, was wichtig für eine gezielte Karriere in Wissenschaft und Forschung ist.

**CONTUREN:** Wie sind Sie mit der Universitätsreform zufrieden? Welche weiteren Schritte halten Sie für notwendig?

**WEITGRUBER:** Aus Sicht des Europäischen Hochschulraumes kann man sagen, dass das österreichische Universitätsgesetz sicher eines der fortschrittlichsten Gesetze ist und es gibt großes Interesse einiger Länder, von unserem Gesetz zu lernen – vor allem in südosteuropäischen Staaten, aber auch in einigen unserer Nachbarländer. Wir haben jetzt die in der sogenannten „Bologna-Erklärung zur Schaffung des Euro-

## **Eine Art Kulturschock**

## **Mobilität ist ganz normal**

## **Ein ganz neues System**

## **Nicht das Modell in Nordamerika kopieren**

## **Das österreichische Universitätsgesetz ist eines der fortschrittlichsten**

**„Bologna-Erklärung zur Schaffung des Europäischen Hochschulraumes“**

**Im Gesetz verankert**

**Nach massiver Kritik ...**

**... ist Ruhe eingekehrt**

**Studierende als Kunden und Partner**

**Keine „Kultur des Rankings“**

päischen Hochschulraumes“ festgelegten Eckpunkte verwirklicht. Begonnen mit der Einführung von Bakkalaureat- und Master-Studien, der Möglichkeit, neben dem traditionellen Doktorat ein PhD einzuführen, und einem „Diploma Supplement“, das am Ende des Studiums das Studium selbst und die damit verbundenen Qualifikationen beschreibt, wodurch die Arbeitgeber europaweit verstehen, was die Studierenden während ihres Studiums gemacht haben. Das ist ein Instrument für Transparenz und bessere Verständlichkeit vor allem auf dem Arbeitsmarkt. Hinzu kommen Mobilitätsaspekte wie die Befreiung von Studienbeiträgen im Rahmen internationaler Mobilitätsprogramme. Zusammengefasst: Wir haben es geschafft, die Bologna-Initiative flächendeckend im Gesetz zu verankern. Der nächste Schritt – und der ist gerade im Laufen – ist die Umsetzung dieser Punkte an den Universitäten und da bedarf es sicherlich spezifischer Begleitung, wobei wir in Österreich auch eine Bologna-follow-up-Stelle eingerichtet haben.

**CONTUREN:** Seitens der Universitäten gab bzw. gibt es massive Kritik an der Universitätsreform, die nicht zuletzt in diversen Aktionen wie Demonstrationen etc. ihren Ausdruck fand...

**WEITGRUBER:** Bei der laufenden Umsetzung ist an den meisten Universitäten Ruhe eingekehrt und man geht mit viel Elan daran – das hängt natürlich auch von den Rektoren ab –, das Gesetz Schritt für Schritt umzusetzen. An den meisten Universitäten sind auch schon die Organisationspläne ohne große Diskussion verabschiedet worden. Bei den Studierenden bin ich davon überzeugt, dass es im Kontext der Bologna-Erklärung zum Europäischen Hochschulraum in ihrem Interesse liegt, wenn durch die Anerkennung ihrer Studien ihre internationale Wettbewerbsfähigkeit gestärkt wird. Auch geht die Tendenz in eine Richtung wie in Nordamerika, wo die Studierenden als Kunden und Partner gesehen werden. Das hängt auch damit zusammen, dass man mit den Studienbeiträgen einen finanziellen Beitrag leistet, wobei man in Nordamerika natürlich sehr hohe Beiträge bezahlt, dafür aber auch eine gute Betreuung und Service geboten bekommt, was natürlich auch die Einstellung zur Universität prägt.

**CONTUREN:** Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe für das vergleichsweise mäßige Abschneiden österreichischer Universitäten in internationalen Vergleichen?

**WEITGRUBER:** Bei uns gibt es keine „Kultur des Rankings“, und de facto kaum eine in den meisten europäischen Ländern. In Deutschland sind erste Versuche im Gange und der deutsche Wissenschaftsrat wird bis zum Sommer Empfehlungen zu Ranking-Methoden ausarbeiten, für die auch andere Länder Interesse aufbringen. Man muss sich immer – nicht zuletzt auch beim jüngsten Shanghai-Ranking – ansehen, welche Kriterien zugrunde liegen. Wenn zum Beispiel

die Zahl der Nobelpreisträger ein hoch gewichtetes Element ist, dann ist nachvollziehbar, warum viele der europäischen Universitäten so schlecht abschneiden: weil eben keine Nobelpreisträger an den Universitäten tätig sind. Gleichzeitig muss man schauen, ob die gesamte Universität bewertet wird oder nur einige Fachbereiche.

Im Vergleich zu Nordamerika ist eine der Schwächen in der europäischen Forschung, dass die meisten Universitäten und Hochschuleinrichtungen die Position eingenommen haben, flächendeckend in allen an der Universität angebotenen Fachbereichen in Lehre und Forschung ausgezeichnet sein zu wollen. Bekenntnisse zu Schwerpunktsetzungen und Stärken – auch in der Öffentlichkeitsarbeit und Außenwirkung – sind in Europa wenig gegeben. Es gibt da aber jetzt eine Trendwende und auch in der europäischen Diskussion auf Universitätsebene ist es ganz klar, dass es in der weiteren Entwicklung einen europäischen Wettbewerb geben muss und dass es durchaus auch Arbeitsteilungen geben wird. Das heißt, im Forschungsbereich wird klar sein, dass bestimmte Universitäten im gesamteuropäischen Kontext in einem speziellen Bereich Spitze sind und in anderen Bereichen einfach gute Lehre anbieten. Ich denke, das ist derzeit auch noch ein Nachteil in der Kooperation vor allem mit multinationalen Konzernen. Für die Konzerne ist es in den USA einfacher als in Europa festzustellen, ob in einem bestimmten Fachbereich an der Universität A oder der Universität B Exzellenz gegeben ist.

Die Entwicklungen auf europäischer Ebene gehen in der Forschungspolitik in die Richtung, dass man einen europäischen Forschungsrat einrichten möchte und dass zum ersten Mal europäische Forscher/innen miteinander im Wettbewerb stehen können. Ziel ist auch, dass Karrieren nicht nur innerhalb des eigenen Landes stattfinden. Durch einen solchen Rat würde sich dann auch abzeichnen, in welchen Fachbereichen in welchen Ländern die Spitzengruppen sitzen.

**CONTUREN:** Was die Forschungspolitik im Allgemeinen betrifft, gibt es im Hinblick auf nationale Strategien zwei Denkschulen: die Befürworter einer thematischen Schwerpunktsetzung (top-down) auf der einen und die Anhänger einer Diversifizierung des Forschungsportfolios (bottom-up) auf der anderen Seite. Wie beurteilen Sie die jeweilige Variante?

**WEITGRUBER:** Es kann nur eine Mischung aus Beidem sein. Bei der klassischen bottom-up-Förderung muss es einfach möglich sein, sämtlichen Fachbereichen im Wettbewerb Zugang zu Forschungsförderungsmitteln zu gewähren, denn gerade im Bereich der Grundlagenforschung weiß man nie, was tatsächlich aus einem Projekt entstehen kann. Würde man nur mehr spezielle Bereiche finanzieren, würde man sich vieler Chancen neuer Entdeckungen begeben. Selbstver-

**Zahl der Nobelpreisträger**

**Wenig Bekenntnisse zu Schwerpunktsetzungen und Stärken**

**Nachteil in der Kooperation mit multinationalen Konzernen**

**Europäischer Forschungsrat**

**bottom-up-Förderung**



## Top-down-Programme

ständig gibt es aber gleichzeitig thematische Schwerpunktsetzungen, was als top-down-Programme gesehen wird, de facto aber auch eine Mischung ist, weil ja nicht festgelegt wird, welche Forscher/innen-Gruppe ein Programm durchführt, sondern ab dem Zeitpunkt der thematischen Ausschreibung ja wieder ein bottom-up-Wettbewerb erfolgt. Diese Mischung ist auch auf europäischer Ebene geplant, nicht zuletzt durch die Einführung eines Research Councils.

**CONTUREN:** Welche Staaten haben Ihrer Meinung nach in Bezug auf die F&E-Politik Vorbildcharakter? Wie stehen Sie etwa zu den Modellen in den Niederlanden, Finnland, Frankreich oder Irland, die Spuren einer „Planification“ aufweisen?

**WEITGRUBER:** Man muss sich die verschiedenen Modelle und was sie so erfolgreich gemacht hat im Kontext des jeweiligen Landes anschauen. Finnland wird immer als das große Vorbild gesehen. Wenn man aber betrachtet, wie hoch allein der Anteil von Nokia ist, dann kann man schon überlegen, was ein Einbruch in bestimmten Nokia-Bereichen bedeuten würde. Oder schauen Sie die Jugendarbeitslosigkeit an, die in Finnland sehr hoch ist – man muss die Dinge gesamtheitlich sehen.

**Finnland wird immer als das große Vorbild gesehen ...**

## Irland

Was Irland sicher sehr gut gemacht hat, ist die Nutzung der EU-Strukturförderung im Bereich Bildung und Forschung. Das ist sicherlich auch ein Bereich, wo ich davon ausgehe, dass die neuen EU-Mitgliedsländer in den nächsten Jahren massiv investieren werden, um entsprechend aufzuholen und eine bessere Ausgangslage im gemeinsamen Europäischen Forschungsraum zu schaffen.

**CONTUREN:** Welche Maßnahmen sind Ihrer Ansicht nach vorzuziehen, damit Europa im Allgemeinen und Österreich im Besonderen im globalen Wettbewerb um Forschertalente gegenüber den USA reüssieren kann?

**WEITGRUBER:** Grundsätzlich gibt es hier zwei Elemente: Einerseits die Attraktivität für internationale Studierende und Graduierte und andererseits jene für Forscher/innen. Bei den Studierenden ist Österreich offensichtlich sehr attraktiv, weil wir bereits jetzt hohe Zahlen an ausländischen Studierenden an den österreichischen Universitäten haben – der Anteil ausländischer Studierender liegt bei 17,9 Prozent an den Universitäten und bei 38,9 Prozent an den Kunstuniversitäten – wobei die Kunstuniversitäten eine Ausnahmeerscheinung sind, aber eben zeigen, dass hier Österreich eine Exzellenz zugeschrieben wird.

**Attraktivität für internationale Studierende und Forscher/innen**

**Auslandsaufenthalt zu lang**

Die Einführung des Bachelor- und Master-Systems wird unser System für nordamerikanische und asiatische Studierende interessanter machen, weil die alten Diplomstudien für den Auslandsaufenthalt einfach als zu lang angesehen worden sind. Aber auch die teilweise in Englisch unterrichteten Master-Programme sind sehr attraktiv. Gleichzeitig müssen

wir vor allem bei den Doktoratstudien damit beginnen, österreichische Studierende zu motivieren, Forscher/innen-Karrieren zu beginnen und wir müssen überlegen, wie solche neuen Doktoratsprogramme aussehen können, welche attraktiven Studienangebote es gibt, um internationale Doktoratstudierende entsprechend anzuziehen. Das muss auch mit entsprechenden Stipendienprogrammen gekoppelt sein. Einige gibt es bereits in dem Bereich, aber es laufen derzeit Überlegungen in Arbeitsgruppen, welche Förderlinien aufgrund der Neuausrichtung des Europäischen Hochschul- und Forschungsraumes und aufgrund des neuen Universitätsgesetzes künftig notwendig sind und welche sich durch die Rahmenbedingungen geändert haben. Da kann es zu Verschiebungen kommen. Im Bereich der Doktoratsprogramme wären Finanzierungsschienen notwendig, um mehr Nachwuchsforscher/innen zu bekommen. Beim Anziehen ausländischer Talente vor allem aus Drittstaaten geht es aber nicht nur um die Finanzierung der Doktoratsprogramme, sondern auch um die Rahmenbedingungen. Für Drittstaatenangehörige sollen administrative Erleichterungen europäisch, gemeinsam akkordiert, verabschiedet werden. Wenn das gelingt, dann ist ein weiterer Schritt zur Öffnung des Europäischen Forschungsraumes erreicht. Ein Bereich, der vor allem für Forscher/innen bei Berufungen nach wie vor sehr schwierig ist, ist die Nicht-Kompatibilität der Pensionssysteme. Hier muss es europäische Anstrengungen geben, damit es möglichst rasch zu Angleichungen kommt.

**CONTUREN:** Wurde bei österreichischen Forschern, die aus dem Ausland zurückkehrten, Motivationsforschung über die Gründe ihrer Rückkehr betrieben?

**WEITGRUBER:** Über das Netzwerk der österreichischen Forscher/innen in Nordamerika (ASciNA) gibt es Rückmeldungen, dass der Anreiz nach Österreich zurückzugehen sicher auch in der hohen Lebensqualität in Österreich liegt – vor allem, wenn die Kinder schulpflichtig werden und auf der anderen Seite, wenn das Pensionsalter näher rückt. Die kulturelle Verbundenheit spielt auch eine Rolle.

Das alleine reicht aber nicht aus und ich hoffe, dass durch das neue Universitätsgesetz und die Tatsache, dass in den nächsten Jahren durch die Emeritierung und Pensionierung derzeit tätiger Professorinnen und Professoren doch viele neue Möglichkeiten an den Universitäten entstehen und damit eine Chance gegeben ist, derzeit im Ausland tätige Forscher/innen wieder für Österreich zu gewinnen. Andererseits ist eine gewisse Mobilität normal, und da Österreich so klein ist, werden Forscher/innen immer wieder weltweit Karriere machen – man muss aber darauf schauen, dass die besten nach 10, 15 Jahren über Berufungen zurückkommen. Gleichzeitig versuchen wir – und das beginnen wir systematisch zu tun –, das Netzwerk der im Ausland lebenden österreichi-

**In Englisch unterrichtete  
Master-Programme**

**Finanzierungsschienen  
notwendig**

**Administrative  
Erleichterungen**

**Hohe Lebensqualität  
in Österreich**

**Darauf schauen, dass die  
Besten zurückkommen**



**Netzwerk der im Ausland lebenden österreichischen Forscher/innen**

schen Forscher/innen stärker zu nützen, weil das ein großes Potenzial birgt und für österreichische Studierende und Graduierte sowie für die Scientific Community große Chancen bietet.

**CONTUREN:** In den USA gibt es eine wesentlich engere Kooperation zwischen Wissenschaft und Wirtschaft als in Europa. Was sind Ihrer Meinung nach die Gründe dafür und welche Entwicklungen zeichnen sich diesbezüglich auf europäischer Ebene ab?

**Universitäten können auch unternehmerisch agieren**

**WEITGRUBER:** Das ist sicher auch eine strukturelle Frage, wobei das neue Universitätsgesetz es den Universitäten besser ermöglicht, auch unternehmerisch agieren zu können, womit sie sich auch leichter der Wirtschaft öffnen können. Vertragsabschlüsse, Übernahme von Forschungsaufträgen, auch für längere Perioden, Vollkostenrechnung – Dinge, die im Wirtschaftsleben als Norm angesehen werden, sind jetzt durch die Universitätsreform möglich. Gleichzeitig sehen wir vor allem in den lokalen und regionalen Bereichen die Kooperationen zwischen den kleinen und mittleren Unternehmen und dem Fachhochschulsektor in Form von Diplomarbeiten oder kleinen Forschungsarbeiten. Diese Kooperationen werden sicher weiter zunehmen. Verpflichtende Praktika in Unternehmen – im Fachhochschulsektor, aber auch in zunehmendem Maße im Universitätsbereich – helfen sicher auch, mentale Barrieren abzubauen und die Kooperation zwischen Unternehmen und Universitäten zu stärken. Das neue Dienstrecht wird sicher auch dazu führen, dass – was in den USA vollkommen normal ist – eine Karriere zunächst an der Universität, dann in der Wirtschaft und danach wieder an der Universität stattfindet. Das soll auch bei uns normal werden.

**Kooperationen zwischen den kleinen und mittleren Unternehmen und dem Fachhochschulsektor**

**CONTUREN:** Bei der Präsentation der Ergebnisse der Evaluierung der beiden Forschungsförderungsfonds FFF (der gewerblichen Wirtschaft) und FWF (für wissenschaftliche Forschung) haben die Evaluatoren nicht nur die zu geringe Dotierung des Wissenschaftsfonds kritisiert, sondern auch angemerkt, dass nichts für die Eingliederung des FWF in die geplante Forschungs-GmbH spricht. Warum wird dies angestrebt?

**Keine Eingliederung des FWF**

**WEITGRUBER:** Der vorliegende Gesetzesentwurf, der derzeit in der Begutachtungsphase ist, sieht keine Eingliederung des FWF vor, das heißt, es gibt ein Dach – die Forschungsförderung-GmbH – für die angewandte Forschung und es gibt eine zweite große Forschungsförderungseinrichtung für den Bereich der Grundlagenforschung, wobei jedoch eine Kooperation vorgesehen ist.

**CONTUREN:** Wie sehen Sie die zukünftige Rolle der Forschungsförderung im Allgemeinen und die der Fonds im Speziellen?

**WEITGRUBER:** Was sich abzeichnet, ist einerseits diese Arbeitsteilung zwischen den beiden großen Einrichtungen, wobei diese immer stärker in eine gesamtösterreichische Strategie eingebettet ist, die gemeinsam erarbeitet wird. Grundlage ist auch die Tätigkeit des RFTE (Rat für Forschung und Technologieentwicklung) und der nationalen Forschungsstiftung und es wird natürlich berücksichtigt, was auf europäischer Ebene mit dem 6. Rahmenprogramm, aber auch im Hinblick auf das 7. Rahmenprogramm, wo die Europäische Kommission ja eine Verdoppelung der Mittel vorsieht, passiert. Alles, was wir in Österreich tun, wird immer auch im europäischen Kontext zu sehen sein.

**CONTUREN:** Für wie realistisch halten Sie das Ziel, die F&E-Quote in Österreich bis 2010 auf drei Prozent des BIP zu erhöhen?

**WEITGRUBER:** Nach der letzten Schätzung der Statistik Austria könnte es geschehen, dass wir diesen Wert schon früher erreichen – falls sich die Maßnahmen und auch die finanziellen Rahmenbedingungen so weiter entwickeln wie derzeit, wobei durch die steuerlichen Anreize eine positive Wirkung eintreten wird. Es ist aber nicht sinnvoll, wenn man nur die Quoten ansieht, wichtig sind die vielfältigen Maßnahmen, die zu einem Europäischen Forschungsraum führen. Ich denke, es ist einfach sehr wichtig, dass es diese Vision für ganz Europa gibt und dass die einzelnen Länder die Vorgaben in ihre nationalen Strategien einbeziehen.

**Arbeitsteilung zwischen den beiden großen Einrichtungen**

**Nicht sinnvoll, wenn man nur die Quoten ansieht**